

Subkutane Wirkung

Das Lesen von Musikbüchern hat das FONO FORUM-Team geprägt. Dieses Mal erzählt Matthias Kornemann, warum für ihn Joachim Kaisers „Beethovens 32 Klaviersonaten und ihre Interpreten“ einen Wendepunkt bedeutete.

Am Anfang ist selten das Musikbuch. Dem Wort geht meist doch ein akustisches Erweckungserlebnis voraus. In meinem Fall war es jedenfalls so. Klavierstunden bei einer furchterregend aufbrausenden alten Lehrerin gab es schon viel zu lange und ohne Ziel, elterliche Anregungsversuche mit allzu viel Bach fruchteten kaum mehr. Was Eltern aufdrängen, wird grundsätzlich verworfen.

Alles begann mit der Geburtstagsgabe des Patenonkels. Beethoven, Rubinstein, Sonaten 8-14-23. Ein perfektes „Starterset“, das mich sofort in einen frühpubertären Rauschzustand versetzte. Der erste eigene Plattenspieler musste folgen, und zur Konfirmation, wieder vom Onkel, dann der heilige Text in der feierlich blauen, unzerstörbar festen Henle-Ausgabe. Und allmählich fügten sich die Versatzstücke jugendlicher Kunstreligion zusammen. Ich nahm die dicken LP-Kassetten mit der magischen Ziffernfolge 1-32 im Wohnzimmer meiner Klavierlehrerin und daheim wahr, von einem ehrfurchtgebietenden Schauer umweht waren Namen wie Backhaus, Arrau oder Kempff. Mit dem Üben wurde es auch endlich besser, es lockte der Einstieg in den später stets kaiserresk „Sonatenkosmos“ genannten Weihebezirk: Den ersten Satz der ersten Sonate, der einem später während des Musikwissenschafts-Studiums in der Formenlehre madig gemacht werden sollte. Aber all dieser etwas abseitigen Schwärmerei – dass beim Thema Beethoven kein Freund aus meiner Straße mitging, versteht sich von selbst – fehlte so etwas wie der Schlussstein.

Und er war „da“. Wartete nur darauf, aus dem Regal gezogen zu werden. Damals ahnte ich nicht, was das für ein unerhörtes Privileg war. Ohne den etwas ziellosen väterlichen Buchkauf – das dicke Taschenbuch stand ungelesen – würde ich diese Zeilen hier nicht schreiben. „Beethovens 32 Klaviersonaten und ihre Interpreten“ war nicht einfach das erste Musikbuch, das ich freiwillig in die Hand nahm, es war ein Wendepunkt.

Diese Wirkung war eigenartig genug. Kaisers Text ist wahrlich kein Buch für Jugendliche, und es ist eigentlich auch keines für erwachsene Beethoven-Einsteiger. Terminologisch anspruchsvoll, erlesen formulierend, mit Notenbeispielen beladen und den Besitz großer Plattensammlungen voraussetzend hätte dieser bildungsbürgerliche Achttausender eigentlich abstoßend wirken müssen. Eine Qualität dieses Buchs war und ist es aber, seine unvollkommenen Leser nicht abzuweisen, sondern ins Thema zu locken, ja süchtig zu machen. Fast lyrische Einleitungen, die jeder Sonate ein unverwechselbares Gesicht geben,



bieten eine erste Ahnung der magisch-fernen Sonatengipfel. Schon diese Annäherungen, deren Worte sich auf immer eingraben, („melodisch strömende Musik, in ihre bewegte Stille hineinlauschend“ in puncto „Pastorale“) befriedigen und verführen den Adepten, der danach einfach zur ersten Schallplatte greifen muss. Und kaum hat er in Kaisers Geleit erahnt, welche subtile Bedeutung diese und jene Passage haben könnte, zwingt ihn der Wortgewaltige zum vergleichenden Hören, immer intensiver und kleinteiliger. So neugierig war ich auf den hörenden Nachvollzug des nuancenreich Umschriebenen und auf die hinter klingenden Interpretennamen wartenden Herrlichkeiten, dass meine Ersparnisse fast ausschließlich in den LP-Kauf wanderten.

Es ist später leicht, über Kaisers hymnische, jedes Adjektiv vor dem Niederschreiben küssende, Autoreneitelkeit atmende und unbewusst einflößende Sprache zu witzeln, und das war unter Erstsemestern dann auch üblich. Innerlich schämte ich mich, in den Ton altkluger, gespielt-ironischer Herabwürdigung des verehrten Werkes eingestimmt zu haben. Es war halt nicht „wissenschaftlich“, Jürgen Uhde musste es mindestens schon sein. So stand es dann lange vergessen im Regal, aber seine subkutane Wirkung war enorm. Das begriff ich erst, als ich das abgeliebte Exemplar später wieder las. Kaisers einzigartige Versuchsanordnung bildete – und verbildete auch ein wenig – nicht bloß die Sprache, in der man über Klaviermusik dachte und schrieb. Sie erweckt eine durch nichts wieder auszutilgende Lust am Hören, eine Lust, die mit gewachsener Erfahrung wächst.



Joachim Kaiser: Beethovens 32 Klaviersonaten und ihre Interpreten (Fischer)